

Artikel

Werner Hahne
Heutiger Glaubenshorizont
und traditionelle
(Sprache der)
Liturgie

Bei den Menschen, die heute einen Festtags-Gottesdienst miteinander feiern, gibt es keinen gemeinsamen Glaubenshorizont mehr, und auch die Einstellung zur auf dem II. Vatikanischen Konzil erneuerten, aber grundsätzlich „traditionellen“ Liturgie ist sehr verschieden. Das Hauptproblem dabei ist die Sprache, da das gläubige Volk schon seit dem Mittelalter daran gehindert wurde, sich und seine Sprache in die Liturgie einzubringen. Es ist höchste Zeit, aus dieser Sprachlosigkeit auszusteigen.

red

Am ersten Fastensonntag dieses Jahres war ich bei einem „Impuls-Wochenende zur Feier der Osternacht“ als Referent und Berater in ein kleines Dorf im Schweizer Kanton Aargau eingeladen. Das „Personalverzeichnis der Diözese Basel“ führt diese Diasporagemeinde als „Pfarrektorat“ innerhalb eines „Seelsorgeverbandes“ auf. Angeregt und ermutigt durch ein Werkheft für die „Feier der drei österlichen Tage“ des Pastoralamtes und der Basler Liturgischen Kommission¹, hatte der zuständige Pastoralassistent in Abstimmung und Zusammenarbeit mit dem Pfarreirat 1993 die Osternacht als „Ganznachtfeier“ gestaltet und mit der Gemeinde gefeiert. Bei der Eucharistiefeier am Morgen hatte der verantwortliche Pfarrer den Vorsitz übernommen. Die Reaktionen in der Gemeinde waren – wie zu erwarten – kontrovers. Das Impuls-Wochenende am Beginn der Fastenzeit 1994 sollte helfen, die Intention der liturgischen Veränderung besser zu verstehen, und es sollte die Befürworter und Gegner zum Gespräch und zur gemeinsamen Lösungssuche zusammenführen. Obwohl die Einladung an alle Christinnen und Christen im Seelsorgeverband gerichtet war, nahmen an der Tagung von Anfang bis Ende neben dem Pastoralassistenten und seiner Frau nur sechs Personen aus dem Pfarrektorat und ein Ehepaar aus einer anderen Pfarrei des Seelsorgeverbandes teil; vier weitere Frauen kamen zu einer oder zwei Einheiten hinzu. Vertreten waren Gegner und Befürworter der zu verhandelnden liturgischen Erneuerung. Eine gemeinsame Lösung konnte nicht gefunden werden. Am

¹ Vgl. Die Feier der drei österlichen Tage vom Leiden, vom Tod und von der Auferstehung des Herrn. Ein Werkheft zur Vorbereitung und Gestaltung, hrsg. vom Pastoralamt des Bistums Basel in Zusammenarbeit mit der Basler Liturgischen Kommission (BLK), Redaktion: Werner Hahne, Wislikofen ²1992.

ersten Fastensonntag feierten die Tagungsteilnehmer gleichwohl zusammen mit etwa siebzig weiteren Gemeindemitgliedern die Sonntagsmesse. Die bei dieser Tagung gemachten Erfahrungen scheinen mir symptomatisch für das, was in dem mir gestellten Thema als „heutiger Glaubenshorizont“ und als „traditionelle Liturgie“ bezeichnet wird.

1. Einen gemeinsamen Glaubenshorizont gibt es nicht (mehr)

Selbst in der kleinsten Pfarrei oder Seelsorgeeinheit können wir heute nicht mehr von einem gemeinsamen Glaubenshorizont ausgehen. Die einzelnen Gemeindemitglieder nehmen unterschiedliche Standorte ein, von denen aus der tradierte Glaube in unterschiedlicher Perspektive die Welt, die Kirche, die Pfarrgemeinde und deren Mitglieder, schließlich auch den jeweiligen Betrachter selbst erscheinen läßt. Bei allem Vorbehalt gegenüber der Typisierung von Menschen lassen sich drei bzw. vier Grundtypen ausmachen: Die größte Gruppe in der Gemeinde vor Ort bilden diejenigen, die sich nicht einmal mehr durch einen „Osterfeststreit“ aus der Reserve locken und zum persönlichen Engagement verleiten lassen. Häufig werden sie als „Auswahlchristen“ oder „Kirchendistanzierte“ bezeichnet. „Das gemeinsame Kennzeichen der Auswahlchristen ist, daß sie selbst bestimmen, wann, wo und wie sie mit Kirche in Beziehung treten und daß sie sich von Kirchenvertretern nicht in die Pflicht nehmen lassen.“² Innerhalb dieser Großgruppe lassen sich m. E. wiederum zwei Teilgruppen unterscheiden. Die erste und der Zahl nach stärkste Gruppe möchte ich die „konsumierenden Auswahlchristen“ nennen. Sie kommen aus dem bis in die Mitte dieses Jahrhunderts noch weithin geschlossenen römisch-katholischen Milieu, das oft als „volkkirchlich“ qualifiziert wird.³ Sie haben weder das Zweite Vatikanische Konzil noch die Liturgiereform bewußt als Erneuerungsbewegung erlebt und die damit verbundenen Änderungen kaum wahrgenommen bzw. unbeteiligt hingenommen. Ganz anders die zweite Teilgruppe, die ich die „distanzierten Auswahlchristen“ nennen möchte. Sie haben sich während und nach dem Konzil begeistert für die Reformen engagiert, dann aber wurden sie bitter

² P. Köhldorfer, Theologische Durchblicke. Plädoyer für eine differenzierte Pastoral, in: ThG 34 (1991) 139–153. 140.

³ Zum Begriff „Katholisches Milieu“ und zur Auflösung des „Milieu-katholizismus“ vgl. U. Altermatt, Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1989; W. Loth, Integration und Erosion: Wandlungen des katholischen Milieus in Deutschland, in: ders. (Hrsg.), Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne. Konfession und Gesellschaft. Beiträge zur Zeitgeschichte, Bd. 3, Stuttgart – Berlin – Köln 1991, 266–281, und K. Gabriel, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne. Quaestiones Disputatae 141, Freiburg – Basel – Wien 1992.

enttäuscht oder des Kampfes müde; jetzt trauen sie dieser Kirche eine wirkliche Umkehr und Erneuerung nicht mehr zu. Zu besonderen Gelegenheiten oder bei persönlichen Anlässen nehmen sie in skeptisch-distanzierter Grundhaltung am Gottesdienst oder bei anderen Gemeindeveranstaltungen teil, immer in der Erwartung erneuter Enttäuschung.⁴ Neben diesen beiden Gruppen von „Auswahlchristen“ gibt es die kleine, aber vielseitig tatkräftige Gruppe der „Kritisch-Engagierten“. „Sie orientieren sich primär an Jesus Christus, wie er im NT (und gemäß neuerer Exegese) aufscheint, und an den alten zentralen Wahrheiten (Hierarchie der Wahrheiten). Spätere Glaubensauslegungen haben für sie nachgeordneten Stellenwert. Sie haben also einen theologischen Standpunkt, von dem aus sie Entwicklungen in Gegenwart und Vergangenheit kritisch beurteilen. Sie suchen Rückenstärkung bei kritischen Theologen und Gleichgesinnten (auch bei Basisgemeinden in der dritten Welt), kaum aber am Institutionellen oder am Papsttum. Unverkennbar ist die ökumenische Ausrichtung. Sie haben das Bewußtsein der Subjektwürde in Kirche und Gesellschaft. Dazu gehört das Verständnis, daß alle Getauften – ob Laie, ob Priester – eine grundlegende Ebenbürtigkeit verbindet und daß Mann und Frau gleichberechtigt sind. Dieser Minderheit sind auch Katholiken zuzurechnen, die die Dinge zwar auch so empfinden, sie aber nicht begründen können.“⁵ Als vierte Gruppe tritt auf Pfarreiebene häufiger und engagierter als in den vergangenen 30 Jahren die Gruppe der „traditionell orientierten Katholiken“ in Erscheinung. „Die Menschen dieses Typs sind meist in einem katholischen Milieu aufgewachsen; sie leben in innerer und meist unbewußter Anlehnung an die katholische Kirche. Sie fühlen sich sowohl an die traditionelle Lehre (oder was sie dafür halten) als auch an die Hierarchie (vom Papst bis zum Pfarrer und Diakon) gebunden. Im allgemeinen fühlen sie sich an die Pfarrei gebunden und ihr gegenüber verantwortlich . . . Diese Gläubigen sind mit ihrem Status zufrieden (und empfinden ihn nicht als Objektstatus). Sie erscheinen als treu und gehorsam.“⁶

2. Trotzdem wird miteinander Liturgie gefeiert

Obwohl sich die Befürworter und Gegner der genannten liturgischen Erneuerung und der Osternachtfeier auf keinen Kompromiß einigen und deshalb keine gemeinsam getragene Lösung finden konnten, feierten sie

⁴ Vgl. N. Mette, *Kirchlich distanzierte Christlichkeit. Eine Herausforderung für die praktische Kirchentheorie*, München 1982.

⁵ Ebd. 141.

⁶ Ebd. 139.

während der Tagung problemlos miteinander die Sonntagsmesse, und zwar zusammen mit den vielen anderen Gemeindemitgliedern, die sich an der Lösungssuche gar nicht erst beteiligt hatten. Die „traditionelle Liturgie“ erweist sich also zunächst einmal als die Basis, auf der sich die Gläubigen trotz des unterschiedlichen Glaubenshorizontes treffen und miteinander kommunizieren können. Die regelmäßige Feier dieser traditionellen Liturgie befähigt sie allerdings nicht, so miteinander über ihren Glauben zu kommunizieren, daß sie im Konfliktfall zu einer für alle akzeptablen Lösung kommen können. Das läßt vermuten, daß die einigende Basis einer solchen Gottesdienst-Versammlung eher das Traditionelle an der Liturgie als die Liturgie selber ist. Wo etwas verändert wird, und sei es nur der zeitliche Ansatz einer Feier, oder wo ein relativ junges postliturgisches Element – wie das Eierdüschen – zeitlich verschoben wird, kann ein Konflikt entstehen, der mit der in der Liturgie praktizierten Kommunikation nicht mehr bearbeitet, geschweige denn gelöst werden kann.

3. Was bedeutet „traditionelle Liturgie“?

Wenn hier von der „traditionellen Liturgie“ gesprochen wird, dann ist damit jene Liturgie gemeint, die in den vergangenen 30 Jahren auf Beschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils reformiert worden ist, und zwar in der Form, wie sie sich in einer bestimmten Gemeinde eingebürgert hat. Von den „Leuten“ werden dazu auch Elemente bzw. Gepflogenheiten gerechnet, die in den offiziellen liturgischen Büchern nicht oder in anderer Form bzw. an anderer Stelle vorgesehen sind. So gehört es für die traditionell orientierte Gruppe in der genannten Gemeinde zur „traditionellen Liturgie“, daß die Osternachtfeier um 20.15 Uhr beginnt, auch wenn wegen der „Sommerzeit“ die „Lichtfeier“ bei Tageslicht begangen werden muß. Diese „Tradition“ steht diametral zur Anweisung im Meßbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes (63): „Die Feier findet in der Nacht statt; sie soll nicht vor Einbruch der Dunkelheit beginnen und nicht nach der Morgendämmerung des Sonntags enden.“ Die traditionell orientierte Gruppe ließ sich dadurch aber genausowenig überzeugen, wie durch den Versuch, das Pascha-Mysterium über die dreifache Lichtsymbolik dieser Nachtfeier zu erschließen: von der Osterkerze über den Morgenstern zur aufgehenden Sonne.

4. Die „traditionelle Sprache der Liturgie“ genügt nicht (mehr)

Über diese „traditionelle Liturgie“ kommt es in den meisten Gemeinden nicht mehr zu Konflikten, solange dabei die „traditionelle Sprache“ verwendet wird. Mit „traditioneller Sprache“ sind hier zunächst die in der Liturgie verwendeten „institutionalisierten und standardisierten

Sprechhandlungen“ gemeint. Für diese „ist es unmaßgeblich, ob der betreffende Sprecher seinen persönlichen Intentionen gemäß handelt. Die Festlegung der Sprechhandlung läßt die Persönlichkeit des Sprechers in den Hintergrund treten. Wesentlich ist nur die Frage, ob ein Befugter die Sprechhandlung in der vorgeschriebenen Weise vollzogen hat . . . Persönliche Ansichten und Entscheidungen des/der Sprecher(s) sind weitgehend unerheblich.“⁷ Weil aber „liturgisches Handeln als ganzheitlich-ganzmenschliches Tun“⁸ zu begreifen ist, gilt dies nicht nur für die verbalen, sondern auch für die klanglichen und für die bewegungsmäßigen Ausdrucksformen im Gottesdienst⁹, die zusammen die Sprache der Liturgie ausmachen und weitgehend standardisiert und somit traditionell festgelegt sind.

In der „traditionellen Liturgie“ ist es faktisch nur dem Vorsteher der Versammlung erlaubt und möglich, sich von diesen institutionalisierten und standardisierten Ausdrucksformen zu lösen, allerdings aber auch nur soweit, als er nicht aus seiner Rolle fällt. In der Predigt, bei der Begrüßung und Verabschiedung, bei den erklärenden Kommentaren sowie bei den Ein- und Überleitungen erwarten die Mitfeiernden auch in der „traditionellen Liturgie“ von ihm inzwischen eine nichtstandardisierte Sprache, persönliche Betroffenheit und Anteilnahme. Die liturgische Gesetzgebung sieht für die versammelten Gläubigen allerdings zwei Ausnahmen vor: die Fürbitten und die Dankmotive am Beginn des Hochgebetes. Dazu heißt es in den „Richtlinien der Deutschen Bischofskonferenz für Meßfeiern kleiner Gemeinschaften (Gruppenmessen)“ unter Nr. 40: „Die Bitten können von den Teilnehmern formuliert und vorgetragen werden.“ Unter Nr. 42 folgt: „Bei der Präfation kann man . . . auf Einladung des Zelebranten aktuelle Motive der Danksagung aussprechen.“ Es ist sicher nicht zufällig, daß von diesen beiden Möglichkeiten selten Gebrauch gemacht wird und die Gläubigen – oft auch die Gemeindeleiter – von solchen Artikulations- und Kommunikationsmöglichkeiten im Gottesdienst nichts wissen. Die zum Gottesdienst versammelten Gläubigen haben also in der „traditionellen Liturgie“ faktisch keine Möglichkeit, sich in ihrer (Alltags-)Sprache über ihren Glauben auszutauschen. Sie

⁷ M. B. Merz, Liturgisches Gebet als Geschehen. Liturgiewissenschaftlich-linguistische Studie anhand der Gebetsgattung Eucharistisches Hochgebet. Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen, Bd. 70, Münster 1988, 31.

⁸ So der erste Untertitel bei A. R. Sequeira, Gottesdienst als menschliche Ausdruckshandlung, in: Gottesdienst der Kirche (GdK), Teil 3, Regensburg 1987, 7–39.

⁹ Vgl. ebd. 15–17.

lernen dabei weder den Glauben aus ihrem Horizont heraus zu artikulieren noch können sie den Glaubenshorizont der Mitfeiernden abschreiten und so ihren eigenen Horizont erweitern. So bleibt die „traditionelle Liturgie“ für die Entwicklung einer zeitgemäßen Glaubenssprache trotz Einführung der Muttersprache weithin unfruchtbar.

5. Die Sprachlosigkeit der Gläubigen ist nicht neu, sie hat Tradition

Bedenkt man, daß für die allermeisten Christus-Gläubigen die in der Römischen Liturgie verwendete lateinische „Kultsprache“ durch die Jahrhunderte und für die germanischen Völker vom Beginn ihrer Christianisierung an unverständlich gewesen ist, so kann es nicht verwundern, daß wir nach dreißig Jahren muttersprachlicher Liturgie noch immer nicht zur Kommunikation im und über den Gottesdienst fähig sind. Dies wird sich auch nicht ändern, solange in der „traditionellen Liturgie“ nur oder fast ausschließlich Texte verwendet werden, die aus dem Lateinischen übersetzt worden sind und einer Geistes- und Gedankenwelt entstammen, die nicht (mehr) der unsrigen entspricht.

Bedenkt man, daß die uns überlieferten liturgischen Texte und rituellen bzw. zeremoniellen Anweisungen in den Sakramentaren und Ordines nahezu ausschließlich aus Cathedral- oder Klosterkirchen stammen, so müssen wir darüber hinaus festhalten, daß wir über das Beten und Feiern der Gemeinden vor Ort, in den Stadt- und Landpfarreien, so gut wie nichts wissen.¹⁰ Das bedeutet: In der „traditionellen Liturgie“ ist uns bis heute nur ein bestimmter Teil unserer Tradition überliefert. Die für die gewöhnlichen Gemeinden interessanten und vorbildlichen Traditionen sind uns nicht einmal in ihren lateinischen Ursprüngen zugänglich. Wir kennen also gar nicht die ganze Wahrheit unserer liturgischen Tradition. Schon deswegen muß „die traditionelle Sprache der Liturgie“ als gestört und noch nicht voll entwickelt erkannt werden. Wenn es stimmt, daß die Weitergabe des menschlichen Lebens nicht nur eine biologische Frage ist, sondern ebenso „durch Sitte, Brauch, Konvention, Ritual, Lebensweisheit und Lebenserfahrung, vor allem

¹⁰ Vgl. H. B. Meyer, Eucharistie. Geschichte, Theologie, Pastoral (Mit einem Beitrag von I. Pahl), GdK, Teil 4, Regensburg 1989, 199: „Von der Gestalt der einfachen Presbytermesse in der Stadt und erst recht auf dem Land, die vielleicht für einfachere Verhältnisse und kleinere Gemeinden als Alternative hätte vorbildlich sein können, wissen wir so gut wie nichts, sie fand offenbar kein Interesse bei der Übernahme der römischen Liturgie durch die germanischen Völker. So ist es bei der bischöflichen Feier als ‚missa normativa‘ für den lateinischen Westen geblieben. Das erscheint umso folgenreicher, wenn man die römische Liturgie mit den altgallischen oder gar mit den Liturgien des Ostens vergleicht, wo der Gesang der ganzen Gemeinde und das vom Diakon geleitete Beten und Singen des Volkes eine so wichtige Rolle spielt.“

aber durch die menschliche Sprache¹¹ geschieht, dann kann der Ausfall der parochialen Liturgiesprache über den allergrößten Teil der Kirchengeschichte hinweg nicht ernst genug genommen und nicht zerknirscht genug bedauert werden. Liegt hier nicht ein wesentlicher Grund für die Identitätskrise und Orientierungslosigkeit so vieler Gläubigen, Gemeinden und ihrer Leiter und Leiterinnen? Wir erfinden die Sprache ja nicht, auch „die Sprache der Liturgie“ nicht, „sondern übernehmen sie aus der Überlieferung. Durch die Sprache wird uns unser Leben und unsere Welt erst erschlossen; durch sie gehen wir – ob wir wollen oder nicht – immer schon von einem bestimmten Vorverständnis der Wirklichkeit aus. Durch die Sprache werden wir erst befähigt, in Lebensgemeinschaft mit denen vor, nach und neben uns einzutreten. Die Tradition ist deshalb die *in einem Symbolsystem gespeicherte Erfahrung* früherer Generationen, *die das menschliche Leben erst als menschliches ermöglicht*, weil erst sie uns Orientierung in der Welt ermöglicht und uns damit zugleich zur Identitätsfindung verhilft.“¹²

Geht man von dieser Bedeutung der Sprache für Traditionsbildung, Orientierung und Identitätsfindung aus, so muß es geradezu als Katastrophe der römisch-katholischen Liturgiegeschichte bezeichnet werden, daß seit dem 13. Jh. mit dem Vordringen des „*usus Romanae Curiae*“ die „Stillmesse als neue Grundform“¹³ sich durchsetzte und gerade diese Kümmerform von Pius V. zur Grundlage für das Meßbuch von 1570 und für alle Zeiten zur Norm erhoben wurde. Erst die Liturgische Bewegung hat in diesem 20. Jahrhundert zur „Gemeinschaftsmesse“ zurückgeführt und erst mit der vom Zweiten Vatikanischen Konzil angestoßenen Liturgiereform und dem Meßbuch Pauls VI. von 1970 hat die römische Tradition wieder zur „Feier der Gemeindemesse“ zurückgefunden. Kann es da noch verwundern, daß nach mehr als 700 Jahren faktischer und 400 Jahren verordneter Sprachlosigkeit und traditionslanger Fremdsprachigkeit die Christus-Gläubigen weder in der Liturgie noch in der Verkündigung (am ehesten vielleicht noch in der Diakonie) in einer „evangeliumserprobten Sprache“ bewandert sind? Unsere Kommunikationsstörungen sind keineswegs nur und zuerst Zeichen eines aktuellen Sprachverlustes, sondern Last einer Geschichte, in der durch die Herausbildung einer Hierarchie der Ämter und Dienste

¹¹ W. Kasper, Tradition als Erkenntnisprinzip. Systematische Überlegungen zur theologischen Relevanz der Geschichte, in: ThQ 155 (1975) 198–215. 203.

¹² Ebd. 203–204.

¹³ Vgl. H. B. Meyer, Eucharistie 214–215.

bereits seit dem 2./3. Jahrhundert aus der Ordnung einer geschwisterlichen Gemeinschaft „das Zeremoniell einer hierarchisch geordneten Gemeinde“¹⁴ geworden ist. Seit dieser Zeit wurde die aktive Teilnahme der nunmehr sogenannten Laien „im Rahmen dieser hierarchischen Ordnung formalisiert und klar eingegrenzt“¹⁵: Den hörend und schauend Dabeistehenden wurden nur mehr vorformulierte Antworten und festgelegte Akklamationen zugebilligt; auch der Bewegungsablauf und die klanglichen Ausdrucksformen wurden mehr und mehr jeder schöpferischen Freiheit beraubt.

6. Befreiende Schritte aus der tradierten Sprachlosigkeit

Wer zur Kenntnis nimmt und sich nicht länger daran stößt, es vielmehr als pure Selbstverständlichkeit annimmt, daß das heutige Glaubensverständnis – wie wohl das aller Zeiten – kein einheitliches und geschlossenes ist, sondern so reich und vielfältig, wie es Christus-Gläubige gibt, wird zuerst einmal beglückt darüber sein, daß die unterschiedlichen Glaubenshorizonte in vielen Gemeinden eröffnet und zur Sprache gebracht werden können. Die Erkenntnis, daß es im Konfliktfall schwer oder unmöglich ist, sich über die unterschiedlichen Glaubensverständnisse hinweg zu verständigen und auf eine für alle tragbare Lösung zu einigen, kann nach dem oben Bedachten eher als überkommene Last denn als persönliches Versagen oder boshaftes Sichverweigern begriffen werden. In jedem Fall wird die Entwicklung einer am Evangelium orientierten Sprache dringend, und zwar auf allen drei Ebenen des liturgischen Ausdruckshandelns: in den verbalen, in den klanglichen und in den bewegungsmäßigen Ausdrucksformen. Daß diese Sprache nicht allein oder auch nur vornehmlich an den Schreibtischen der liturgischen Institute, der bischöflichen Ordinariate, auch nicht der Römischen Kongregationen entwickelt werden kann – aber auch nicht muß –, dürfte aus dem Dargelegten deutlich geworden sein. Die Grundvollzüge des Gemeindelebens selber – Martyria, Diakonia und Liturgia – sind die Orte, an denen diese Sprache gelernt und weiterentwickelt werden kann. Sie besser miteinander zu vernetzen, als dies bisher der Fall ist, wird helfen, auch die „traditionelle (Sprache) der Liturgie“ vom tatsächlichen Leben her – nicht nur aus altherwürdigen Manuskripten heraus – (neu) zu beleben. Nur so wird unser Gottesdienst zu dem, was er ist: „die ausdrückliche Feier der göttlichen Tiefe unseres Alltags“¹⁶.

¹⁴ Ebd. 128.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ K. Rahner, Zur Theologie des Gottesdienstes, in: Schriften 14 (1980) 227–237. 236. Im Originaltext: „ihres Alltags“.

Daß an der Entwicklung dieser Liturgie- und Glaubenssprache alle Christus-Gläubigen beteiligt sein dürfen und zugelassen werden müssen, wird diejenigen nicht stören, aber auch nicht verwundern, die mit dem „Katechismus der katholischen Kirche“ wissen: „Die ganze *Gemeinde*, der mit Christus, dem Haupt, vereinte Leib, feiert“ (1140). „Die *Gemeinde*, die feiert, ist die Gemeinschaft der Getauften . . .“ (1141). „So ist bei der Feier der Sakramente die ganze Versammlung ‚Liturge‘ [Feiernde], jeder seiner Aufgabe entsprechend, aber in der ‚Einheit des Geistes‘, der in allen handelt“ (1144).¹⁷ Den Sachverständigen und Fachleuten in den einzelnen Ausdrucksformen kommt dabei besondere Bedeutung zu. Der für die „klanglichen Ausdrucksformen“ kompetente und erstverantwortliche Kirchenmusiker bzw. die Kirchenmusikerin darf bei der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung eines Gottesdienstes nicht fehlen und hat dabei ein gewichtiges Wort mitzureden. Daß es für die „bewegungsmäßigen Ausdrucksformen“ eine Fachfrau oder einen Fachmann in der Gemeinde nicht gibt, ist wiederum eine Last der Tradition, muß aber nicht in alle Ewigkeit so bleiben. Daß der Gemeindeleiter für die „verbalen Ausdrucksformen“ in der Liturgie nicht länger allein zuständig sein oder bleiben kann, ist aus dem Bedachten selbstverständlich.

Dem Vorsteher bzw. der Vorsteherin im Gottesdienst kommt bei der Suche nach einer zeitgemäßen und am Evangelium Gottes orientierten Sprache eine hervorragende Bedeutung zu. Er oder sie stehen bei diesem Suchprozeß allerdings nicht außerhalb, schon gar nicht über dem Geschehen, sondern am besten mittendrin. Das bedeutet nicht, die Leitungsfunktion herunterzuspielen oder zu vernachlässigen, im Gegenteil: Sie voll und überzeugt wahrzunehmen, freilich nicht im Gegenüber zur Gemeinde, sondern aus der Konzentration auf die Mitte der Gemeinde heraus, jener Mitte, die nach Mt 18, 20 Jesus Christus selber einnimmt, wo auch immer sich Christus-Gläubige in seinem Namen versammeln.¹⁸

¹⁷ Vgl. dazu das „11. Kapitel: Der Subjektcharakter des liturgischen Handelns“, in: W. Hahne, *De Arte Celebrandi oder Von der Kunst, Gottesdienst zu feiern. Entwurf einer Fundamentalliturgik*, Freiburg – Basel – Wien ²1991, 306–352.

¹⁸ Vgl. W. Hahne, *Vom Handwerk und von der Kunst, einen Gottesdienst zu leiten*, in: H. Gärtner (Hrsg.), *Leiten als Beruf. Impulse für Führungskräfte in kirchlichen Aufgabenfeldern. Begleiten – Beraten – Heilen*, Mainz 1992, 64–98 und H. W. Gärtner, *Leiten als Verantwortung für Veränderungen*: ebd. 119–129.